

## Günter Oesterle (Gießen)

### **Dialog und versteckte Kritik oder „Ideentausch“ und „Palinodie“: Wilhelm von Humboldt und Friedrich Schiller**

#### **1. Zwei Lesearten des Briefwechsels zwischen Schiller und Humboldt: Bewunderung und Kritik sowie die Schlüsselstellung von Humboldts Stil**

Als 1829 der Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe erschien, war damit, wie der Literaturhistoriker Georg Gottfried Gervinus zu Recht feststellt, etwas gänzlich Neues in die Literaturgeschichte eingetreten;<sup>1</sup> es war zumindest eine neuartige Blickweise auf die Literatur der ‚Kunstperiode‘ eröffnet. Man konnte fortan nicht mehr nur die Werke bedeutender Schriftsteller studieren, sich nicht nur die zeitgenössischen Kritiken und den zeitgenössischen Klatsch in Erinnerung rufen, sondern man konnte nun einen bislang noch nie gekannten Blick in die Werkstatt und in den Lebenskontext der Schriftsteller werfen. Fortan war die Bahn gebrochen: hatte Goethe noch in dem Widmungsschreiben an den bayrischen König Ludwig den I., der das Vorwort des Briefwechsels bildet, behaupten können, die von ihm edierten Briefe gäben „ein [Hervorhebung G. Oe.] treues unmittelbares Bild“, <sup>2</sup> so wird sich durch die nun einsetzende Kette veröffentlichter paralleler Briefwechsel eine Vielzahl von Bildern und Perspektiven aufbauen.

Dazu gehört auch, dass sich Goethes einsinnige Perspektive multiperspektivisch auffächern wird. Goethe hatte nämlich in besagtem Widmungsschreiben betont, es sei „erfreulich [zu] sehen: wie in Freundschaft und Einigkeit mit manchen untereinander Wohlgesinn-ten (...) er [d.h. Schiller, G. Oe.] unablässig gestrebt und gewirkt und, wenn auch körperlich leidend, im Geistigen doch immer sich gleich und über alles Gemeine und Mittlere stets erhaben gewesen.“<sup>3</sup> Eine derartige Stilisierung ins Harmonische hielt Wilhelm von Humboldt

---

1 Georg Gottfried Gervinus: *Über den Goethischen Briefwechsel*, Leipzig 1836.

2 *Der Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe*, hg. v. Emil Staiger, Frankfurt 1966, S. 26.

3 Ebd.

trotz und wegen der freundschaftlichen Nähe zu Schiller nicht für angebracht. Intern und im Privatbrief hat Humboldt das ambitionierte Ziel seiner Briefedition durchaus klargestellt: „Für die Kenntnis von Schillers geistigem Entwicklungsgang [sei, G. Oe.] dieser Briefwechsel wichtiger als der Goethische.“<sup>4</sup> Wenn man dem Kontext dieser Gedankenfigur folgt und sich auf den spezifischen „geistigen Entwicklungsgang“ Schillers konzentriert, so muss man sich auf Überraschungen gefasst machen. Denn die ausführliche Vorrede signalisiert schon mit der Verwendung von zwei unterschiedlichen Titeln die Möglichkeit zweier verschiedener Lesearten.<sup>5</sup>

Im Unterschied zu Goethe stellte Wilhelm von Humboldt dem von ihm publizierten, unfreiwilligerweise auf die Jahre 1794 – 1797 begrenzten Briefwechsel mit Schiller<sup>6</sup> eine umfangreiche Einführung voran. Sie führt zwei Titel: einen bescheidenen und einen anspruchsvollen. Möglicherweise in Anspielung auf Schillers Vorgehensweise bei seinen Erläuterungen zur „Braut von Messina“ titelt Humboldt zunächst mit bescheidener Geste „Vorerinnerung“, um gleich darauf den ambitionierten Titel „Über Schiller und den Gang seiner Geistesentwicklung“ folgen zu lassen. (619) Die Einführung verfolgte offensichtlich das Ziel, an diesem Briefwechsel einen markanten „Wendepunkt“ in der kleinen und „großen Ökonomie“ der „Geistesentwicklung“ von Schiller speziell und seiner Zeit im Allgemeinen aufzuzeigen. Sie hegte dabei die Absicht, Schillers „Eigentümlichkeit“ als Schriftsteller herauszustellen.

Während man zunächst die häufig bezogene Forschungsposition teilen möchte, dass Humboldt mit der Veröffentlichung seines Briefwechsels mit Schiller „ein bleibendes Denkmal (...) diesem goldenen

4 Wilhelm von Humboldt an Christian Gottfried Körner, Tegel, den 12. Febr. 1830. In: Albert Leitzmann (Hrsg.): *Wilhelm von Humboldts Briefe an Christian Gottfried Körner*. Berlin 1940, S. 97.

5 „Wilhelm von Humboldt. Vorerinnerung. Über Schiller und den Gang seiner Geistesentwicklung“, wiederabgedruckt in: *Der Briefwechsel zwischen Friedrich Schiller und Wilhelm von Humboldt*, hg. v. Siegfried Seidel. 2 Bde, Berlin 1962, S. 3–39. Die in Klammern eingefügten Seitenzahlen im Text beziehen sich auf diese Ausgabe.

6 Philip Mattson hat die Gründe für die fragmentarische Edition Humboldts ausführlich dargestellt. Humboldt hatte ein umfangreiches Konvolut der Briefe Ludwig von Wolzogen zur Abschrift gesendet. Dessen Kanzlist war freilich zu faul, um die Abschrift des gesamten Briefwechsels vorzunehmen, sodass nur etwa die Hälfte des von Humboldt ursprünglich geplanten Briefwechsels 1832 publiziert werden konnte. Philip Mattson: „Die Überlieferung des Briefwechsels zwischen Wilhelm von Humboldt und Schiller“, in: DVjs 49, Sonderheft (1975), S. 243–260.

Zeitalter der deutschen Literatur setzen“,<sup>7</sup> oder, um die noch pathetischere Formulierung eines anderen Schillerexperten zu zitieren, „das Denkmal einer beglückenden Freundschaft, der sich Humboldt zeitlebens gerühmt und dankbar erinnerte“,<sup>8</sup> errichten wollte, lassen die späten Privatbriefe an Körner, gelegentliche Äußerungen in Publikationen der 20er Jahre des 19. Jahrhunderts sowie eine genaue Lektüre der „Vorerinnerung“ eine derartige, einsinnig nur auf eine Hommage Schillers abzielende Würdigung nicht zu. Humboldt spricht nämlich unumwunden aus, dass nach seiner heutigen Überzeugung zwei Briefe aus der römischen Zeit „und von den übrigen noch vielleicht zwei ins Publicum kommen“ dürften.<sup>9</sup> Der in den Briefen zum Ausdruck gebrachte Versuch einer philosophischen Grundlegung sei zwar bedeutsam, aber in der Richtung falsch angelegt gewesen. Wörtlich heißt es: „Die Briefe sind alle aus einer Zeit, in welcher Schiller in einen philosophischen Weg geraten war, der zwar in sich einen sicheren und vortrefflichen Grund hatte, ALLEIN ÜBRIGENS DOCH HÄTTE ANDERS GEFÜHRT WERDEN SOLLEN [Hervorhebung G. Oe.] (...). Da nun der ganze Briefwechsel die Farbe trägt, so kann es mir unmöglich angenehm sein, dass er ins Leben zurücktritt.“<sup>10</sup> Als Ausweg aus diesem Dilemma schien nur eine Dokumentation „von Schillers geistigem Entwicklungsgange“<sup>11</sup> sinnvoll zu sein. Die „Vorerinnerung“ bzw. „Vorrede“ wäre so gesehen nur dann noch als „Urmodell[e] aller geistesgeschichtlichen Literaturbetrachtung“<sup>12</sup> anzusehen, als sie eben auch Fehlentwicklungen und Irrwege thematisiert.

Bei dem Stand der gegenwärtigen Argumentationsführung müssen wir einen Augenblick einhalten. Gegenwärtig erscheint es nämlich so, als ob Humboldt seinem ehemaligen Freund Schiller öffentlich ein „Denkmal“ gesetzt, brieflich und privat allerdings an ihm, eine Demontage vorgenommen habe. Eine genauere Lektüre der „Vorerinnerung“ zeigt freilich, dass es sich auch hier um einen komplexen, anspielungsreichen, teilweise verschlüsselten Text handelt, der eine

---

7 Ernst Osterkamp: „Gesamtbildung und freier Genuß. Wechselwirkungen zwischen Goethe und Wilhelm von Humboldt“, in: Ernst Osterkamp (Hrsg.): *Wechselwirkungen. Kunst und Wissenschaft in Berlin und Weimar im Zeichen Goethes*, Bern u. a. 2002, S. 142.

8 Norbert Oellers (Hrsg.): *Schiller – Zeitgenosse aller Epochen*, Frankfurt am Main 1970, S. 560.

9 Humboldt an Körner (Anm. 4).

10 Ebd.

11 Ebd.

12 Osterkamp (Anm. 7), S. 143.

exoterisch bewundernde und esoterisch kritische Botschaft enthält. Diese Texteigenart führt uns zu unserer zentralen Vorüberlegung: Humboldts literaturkritische Aussage einschließlich seiner „ästhetischen Versuche“ sind auf weiten Strecken missverstanden worden, weil Humboldts Stil nicht in ausreichender Weise Beachtung fand.

Einer der großen Stilisten der damaligen Zeit, Karl August Varnhagen, hat hierfür wichtige Fingerzeige gegeben. Humboldts „persönliche Eigenheit“,<sup>13</sup> seine charakteristischen „oft scharf komischen Scherze“,<sup>14</sup> sein „mephistophelische[r] Übermut“,<sup>15</sup> seine „Paradoxien“<sup>16</sup> seien nur im Gespräch zum Ausdruck gekommen. „Im Schreiben“ habe Humboldt „selten oder wenig“ gescherzt.<sup>17</sup> „Im Schreiben wurde die kühle Klarheit, aus der im Sprechen sein Scherz wurde, zum Stil“.<sup>18</sup> Seine „kritische Kälte und Klarheit“<sup>19</sup> „erinnere an glänzende Eisgebilde“.<sup>20</sup> Dass Varnhagen mit diesem Urteil über den diplomatisch ausgekälteten, aber implizit polemischen Stil Humboldts nicht ganz allein stand,<sup>21</sup> kann eine freilich ihrerseits polemische Privatnotiz Friedrich Schlegels belegen. Sie lautet: „Bei Humboldt und Schiller diabolische Tendenz ohne diabolisches Genie“.<sup>22</sup>

Die Aufmerksamkeit auf den diplomatisch moderaten,<sup>23</sup> aber implizit kritischen Schreibstil Humboldts schärft den Blick für lange vor der Edition des Briefwechsels gemachte kritische Reflexionen zur Problematik des philosophischen Dichters oder dichtenden Philosophen Schiller. So findet sich beispielsweise in dem scheinbar thematisch entlegenen, 1826 publizierten Aufsatz „Über die unter dem Namen Bha-

---

13 Karl August Varnhagen von Ense: „Wilhelm von Humboldt“, in: *Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften*, Bd. 4, Mannheim 1838, S. 281.

14 Ebd. S. 293.

15 Ebd.

16 Ebd., S. 287.

17 Ebd. S. 281.

18 Ebd.

19 Ebd., S. 297.

20 Ebd., S. 281.

21 Vgl. die Charakteristik durch Josef Görres, Humboldt sei „kalt wie die December-sonne“. Zit. aus: Gustav Schlesier: *Erinnerungen an Wilhelm von Humboldt. Teil 1*, Stuttgart 1843, S. 52.

22 Friedrich Schlegel: *Fragmente zur Poesie und Literatur*, Kritische Friedrich-Schlegel-Ausgabe, Bd. 16, Paderborn 1981, S. 125, Nr. 492.

23 Vgl. Wilhelm von Humboldt an Christian Gottfried Körner, 15. Mai 1830, in: (Anm. 4), S. 102: „Außerdem waren auch in Rücksicht auf die Mitlebenden und auf die ganze Zeitepoche Rücksichten zu nehmen und Verhältnisse zu schonen.“

gavad – Gita bekannte Episode des Mahabharata II“<sup>24</sup> ein aktueller Exkurs, der zweifelsfrei auf den Lyriker Schiller Bezug nimmt, gleichwohl dessen Name nicht genannt wird. Im Anschluss an die Frage, wie sich nach einer zivilisationsgeschichtlich beschreibbaren Ausdifferenzierung von Poesie und wissenschaftlich gewordener Philosophie die Kooperation beider in Zukunft gestalten könnte, und nach der kritischen, als „Missgriff“ bezeichneten, in „Indien“ weiterhin praktizierten „poetischen Einkleidung“ für philosophisch-wissenschaftliche Abhandlungen,<sup>25</sup> stellt Humboldt die aktuelle Anschluss- und Zusatzfrage, „ob es (...) in der unsrigen (...) Zeit (...) noch wahrhaft philosophische Gedichte“ geben könne; gemeint ist, ob fern jeder bloß illustrativen oder dekorativen Funktion „die Dichtung die Philosophie fördert, nicht bloß begleitet“.<sup>26</sup> Gerade weil der Schreiber sich anscheinend einer Entscheidung entzieht (er betont nämlich, er möchte dies „nicht zu entscheiden wagen“<sup>27</sup>), erhöht er die Brisanz der Problemstellung. Ich zitiere die folgende Textpassage vollständig, weil sie sowohl die stilistische Eigenart diplomatischen Schreibens wie die offensichtlich schwelende Brisanz, ob es in der Gegenwart wahrhaft philosophische Gedichte geben könne, schlaglichtartig beleuchtet:

Ein Dichter, dessen Geistesanlage offenbar dahin gieng, Dichtung und Philosophie, von einander getrennt, als unvollständig zu betrachten, der in seine Dichtung immer den höchsten Flug des Gedanken verwebte, und es nicht scheute, sie in seine äussersten Tiefen zu senken, dem, wenn man behaupten könnte, dass er nicht das Höchste in der Dichtung erreicht hätte, gewiss nichts entgegenstand, als dass er nach etwas noch Höherem strebte und wirklich Unvereinbares vereinigen wollte, hat unter uns philosophische Gedichte in jenem Sinne versucht. Wenn diese auch nicht alle gleich gelungen seyn sollten, so dürfte doch wohl eines, die Künstler, auch dem allgemeinen Urtheile nach, als in sehr hohem Grade so erscheinen. Hier kommt aber der Gegenstand selbst zu Hülfe, da der Gedanke sichtbar denselben nicht zu erschöpfen vermag, und die angemessene Verbindung mit der Anschauung nur in der dichterischen Einbildungskraft findet.<sup>28</sup>

24 Wilhelm von Humboldt: „Über die unter dem Namen Bhagavad – Gita bekannte Episode des Mahabharata II.“, in: Albert Leitzmann (Hrsg.): *Wilhelm von Humboldts Werke*, Bd. 5 (1823–1826), Berlin 1906, S. 338 f.

25 Ebd., S. 338.

26 Ebd.

27 Ebd.

28 Ebd., S. 338 und 339.

Mit der Formulierung, Schiller habe den Versuch nie aufgegeben, „wirklich Unvereinbares vereinigen zu wollen“, <sup>29</sup> ist das Stichwort gefallen, das einerseits Bewunderung, andererseits Distanz, Kritik, ja verhaltene Ablehnung provozieren musste.

## 2. Ein Disput um ein neuartiges Wechselverhältnis von Poesie und Philosophie um 1800

Fassen wir den bisherigen Argumentationsgang zusammen. Humboldt hält seinen mit Schiller geführten Briefwechsel „wichtiger als de[n] „Goethesche[n]“, weil für „Schillers geistigen Entwicklungsgang“ signifikanter. <sup>30</sup> Diese Einsicht wird aber nicht mit triumphalem Gestus vorgetragen; es wird im Gegenteil damit eher eine Fehlentwicklung als ein geglückter „geistiger Entwicklungsgang“ vorgeführt. Es ist bezeichnend für den Stilhabitus Humboldts, dass er das „bescheidne Vehikel“ einer „Vorrede“ <sup>31</sup> wählt, um eine Charakteristik der „einzig seltn[e]n Erscheinung Schillers“ <sup>32</sup> in ihrer prägnanten Ambivalenz überhaupt darstellen zu können.

Es ist von außerordentlicher Bedeutsamkeit, dass fünfunddreißig Jahre vor der Edition des Briefwechsels und der Niederschrift der „Vorerinnerung“ formal und inhaltlich exakt die gleiche „Schwierigkeit“ bestanden hatte, die „intellectuelle Individualität“ Schillers <sup>33</sup> „bestimmt in Worten auszudrücken“. <sup>34</sup> In einem von Humboldt 1795 an Körner geschriebenen Brief kann man die erste Skizze für die 1830 geschriebene „Vorerinnerung“ erkennen. Man kann schon damals das Bemühen beobachten, einerseits Schillers Einzigartigkeit in der nur ihm eigenen „Alleinherrschaft des Geistes“ <sup>35</sup> angemessen herauszuarbeiten, ohne andererseits die ungewöhnlich mangelnde „Empfänglichkeit“ <sup>36</sup> dieses Schriftstellers mit ihren nicht unproblematischen Konsequenzen für die Poesie unerwähnt zu lassen. In dieser einzigartigen Disposition Schillers, wenig „Natur“ und dafür umso

---

29 Ebd.

30 Humboldt an Körner (Anm. 4).

31 Wilhelm von Humboldt an Christian Gottfried Körner, in: (Anm. 4), S. 101.

32 Ebd., S. 102.

33 Wilhelm von Humboldt an Körner, Tegel, 23. Sept. 1795, in: (Anm. 4), S. 29.

34 Ebd., S. 30.

35 Ebd.

36 Ebd.

mehr Selbstbestimmtheit und „Freiheit“ zu besitzen,<sup>37</sup> lag, so die Ansicht Humboldts im Jahr 1795, die bislang in der Poesiegeschichte noch nicht realisierte Chance, das „dichterische und philosophische Genie“ (76) ununterscheidbar miteinander zu verbinden, sodass die bisher aufgetretenen arbeitsteiligen Erscheinungen, „der Dichter, der philosophiert, oder der Philosoph, der dichtet“, (76) aufgehoben schienen. „In Ihnen“, schreibt Humboldt 1795 an Schiller selbst, „ist es schlechterdings eins, darum ist aber freilich Ihre Philosophie etwas andres, als was man gewöhnlich antrifft.“ (76)

Der angepeilte Ertrag dieser neuartigen Symbiose zwischen Philosophie und Poesie, dass nämlich die erstere mehr „Natur“, die zweite „mehr von der Notwendigkeit des Ideals“ sich anzueignen in der Lage sei, (76) bleibt zunächst im Brief noch reichlich abstrakt. Später hat Humboldt als erfahrener vergleichender Kulturanthropologe das fruchtbare und notwendige Wechselverhältnis von Philosophie und Poesie umfassender unter dem Aspekt einer produktiven Beziehung von Poesie und Prosa zu beschreiben versucht. Humboldt vergleicht nun das produktive oder unproduktive Verhältnis von Poesie und Prosa unter verschiedenen historischen Bedingungen in den verschiedenen Nationalliteraturen Spaniens, Frankreichs, Englands, Italiens und Deutschlands. Er kommt dabei zu folgendem Schluss: In Ländern, wo Poesie und Prosa bzw. Poesie und Philosophie in ihrer Entfaltung vollkommen getrennte Wege gehen, fehlt es der Poesie an Gehalt und der Prosa an Form: „Wer nie in der Poesie tief *raisonnierte* Gedanken ausgedrückt hat, kann auch nie seiner Prosa den Grad der Einbildungskraft geben, welchen der gute geistreiche Stil verträgt und fordert“.<sup>38</sup>

Diese kulturtheoretisch formulierte These zum produktiven, ja notwendigen Verhältnis von Poesie und Prosa bzw. Poesie und Philosophie ist, so lässt sich zusammenfassend sagen, ein Ergebnis der bei den klassizistischen wie romantischen Schriftstellern um 1800 gleichermaßen reflektierten und erprobten Öffnung der bisherigen Grenzen von Prosa wie von Poesie.<sup>39</sup> Wenn Humboldt in einem Brief

37 Ebd.

38 Wilhelm von Humboldt an Karl Gustav von Brinkmann. In: Albert Leitzmann (Hrsg.): *Wilhelm von Humboldts Briefe an Karl Gustav von Brinkmann*, Leipzig 1939, S. 145.

39 Günter Oesterle: „Schiller und die Romantik. Eine kontroverse Konstellation zwischen klassizistischer Sympoesie und romantischer Symplemik“, in: Walter Hinderer (Hrsg.): *Schiller*, Würzburg 2006, S. 401–420.

an Schiller 1795 formulieren konnte, dass „das eigentliche Wesen der Einbildungskraft“ darin bestehe, „noch das Unvorstellbare vor[z]ustellen, das Inkompatible zugleich fest[z]uhalten, das Unmögliche möglich [zu] machen“, (156) dann wird damit die Möglichkeit für eine neuartige Beziehung von geistreicher Prosa einerseits und nicht anschaulicher Poesie andererseits eingeräumt.

Prinzipiell ist es ein Plädoyer für Schillers Versuch, philosophische Gedichte zu schreiben. Dass Schiller mit dem Experiment Ideenlyrik die Herausforderungslage im Felde der Poesie aufs Äußerste ausgeschritten hatte, kann der erstaunliche Befund belegen, dass Wilhelm von Humboldt auf der einen Seite und August Wilhelm Schlegel auf der anderen Seite fast gleichlautend in der Schwankungsbreite von Staunen und Skepsis die Frage nach der Grenze idealischer Darstellung formulieren. Hatte Humboldt am 23. September 1795 an Körner geschrieben: „Auf Schillers Wege, glaube ich, liegt der höchste Gipfel der Dichtkunst, aber ich wage nicht zu sagen, ob auch ein erreichbarer“,<sup>40</sup> so hatte August Wilhelm Schlegel in seiner in der „Allgemeinen Literatur-Zeitung“ am 6. Januar 1796 erschienenen „Horenrezension“ angesichts der Lektüre von Schillers „Das Reich der Schatten“ festgestellt: „Was hier geleistet worden ist, musste bis dahin fast unglaublich scheinen,“<sup>41</sup> um dann mit vorsichtiger Skepsis hinzuzufügen: „Die Frage: ob es erlaubt war, so viel zu leisten, muss einer ausführlicheren Prüfung vorbehalten bleiben.“<sup>42</sup>

Dass die Brüder Schlegel zu diesem Zeitpunkt diese Frage insgeheim für sich schon weitgehend in negativem Sinne entschieden hatten, sei hier nur erwähnt.<sup>43</sup> Wichtiger ist in unserem Zusammenhang, dass das abschätzig gebrauchte frühromantische Verdikt gegen Schiller, er sei bloß ein „poetischer Philosoph“ aber „kein philosophischer Dichter“,<sup>44</sup> um 1800 wie ein Anathema jeden poetisch und philosophisch inspirierten Schriftsteller treffen konnte, auch die Romantiker selbst. Bekannt ist die zwischen Schiller und Fichte geführte Auseinandersetzung um einen angemessenen anschaulich-philosophischen Stil.<sup>45</sup> Überraschend aber ist eine polemische Notiz Friedrich Schlegels

40 Humboldt an Körner (Anm. 4), S. 30.

41 August Wilhelm Schlegels Rezension der Monatsschrift die Horen, Hrsg. von Schiller Jg. 1795, in: Oscar Fambach: *Schiller und sein Kreis*, Berlin 1957, S. 195.

42 Ebd., S. 196.

43 Vgl. Oesterle (Anm. 39).

44 Vgl. Friedrich Schlegel (Anm. 22), S. 177.

45 Peter Weber: „Schillers Horen – ein zeitgerechtes Journal? Aspekte publizistischer Strategien im ausgehenden 18. Jahrhundert“, in: *Literarische und politische Öffent-*



über den sonst so geschätzten Philosophen Fichte. Auch Fichte entgeht nicht dem Verdikt, ein Transzendentalbelletrist zu sein. „Die Wissenschaftslehre ist nicht die Naturgeschichte und Freiheitsgeschichte – die Bildungslehre der reinen Ichheit; sondern Einfälle und Erzählungen eines schwebenden, reisend lustwandelnden Mystikers.“<sup>46</sup> Nicht weniger denunziatorisch schreibt Schelling an Fichte, dass Friedrich Schlegel die nach dem Weggang Fichtes aus Jena „verlassene Transcendental-Wissenschaft“ unzulässigerweise okkupiert und „zerstört“ habe, sodass „statt des ächten wissenschaftlichen Geistes der poetische und philosophische Dilettantismus nun aus dem Kreis der Schlegel auch unter die Studenten übergehe.“<sup>47</sup>

Diese polemisch geführte Diskussion um das Verhältnis von Philosophie und Poesie, bzw. um Poesie und Prosa, ist ein Indiz für die „theoretische Erregtheit“<sup>48</sup> und für ein gemeinsames Wissen, dass die Grenzen von Philosophie und Poesie und von Poesie und Prosa um 1800 neu vermessen wurden. Es war abzusehen, dass Friedrich Schillers lyrisches Experiment, weil es sich kühn ins Zentrum dieser theoretischen und poetischen Fragen begab, ins Kreuzfeuer der Kontroverse geraten musste. Auch im Freundeskreis. Humboldt hatte 1795 schon in seinem Brief an Körner mit gutem Gespür prognostiziert: „Gewiß aber ist es, dass, weil dieser Weg zugleich die höchsten Forderungen an das Genie des Dichters und an den Geschmack seiner Leser macht, man noch oft in der That mit höchstem Unrecht, aber, dem Scheine nach, mit großem Recht an Schillers Dichterberuf zweifeln wird.“<sup>49</sup> Dass in diesem Zusammenhang auch er selbst und seine Rolle im Verhältnis zu Schiller bedeutsam werden würden, konnte Humboldt freilich schwerlich voraussehen.

Nach der Publikation der beiden Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe (1829) und zwischen Humboldt und Schiller (183) und nach der Veröffentlichung von Johann Peter Eckermanns „Gespräche[n] mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens“ (1836) wird sich

---

lichkeit. *Studien zur Berliner Aufklärung*, hg. v. Iwan M. d'Aprile, Winfried Siebers, Berlin 2006, S. 210 f.

46 Friedrich Schlegel: *Philosophische Lehrjahre*, hg. v. Ernst Behler, Bd. 18, München 1963, S. 35, Nr. 175.

47 Zit. aus: Heinz Härtl: „Deutsche Frühromantik. Eine Chronik“, in: Uwe Grüning u. a.: *Befreundet mit diesem Romantischen Tal. Beiträge zum Romantikerkreis in Jena*, Jena o. J., S. 108.

48 Dieter Henrich: *Konstellationen. Probleme und Debatten am Ursprung der idealistischen Philosophie (1789–1795)*, Stuttgart 1991.

49 Humboldt an Körner, 23. Sept. 95 (Anm. 4), S. 30.

eine höchst folgenreiche Legende um das Verhältnis von Schiller und Humboldt bilden. Gustav Schwab wird diese Legende in seiner 1840 erstmals publizierte Biographie über „Schillers Leben“ aus verschiedenen Versatzstücken (einer gelegentlichen Kritik Goethes und der Charakteristik des Briefwechsels mit Schiller durch Humboldt) erfinden und zusammenstückeln. Goethes Vorbehalt gegenüber Schillers philosophischen Ausflügen war dem gebildeten Publikum nicht unbekannt geblieben.<sup>50</sup> Reaktualisiert wurde dieser Vorbehalt durch die Publikation von Eckermanns „Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens“ (1836). Eckermann berichtet darin von Goethes gesprächsweise geäußelter Schwächung von Schillers poetischer Kreativität durch dessen „unselige“ philosophische Abwege.<sup>51</sup> Gustav Schwab verknüpft diese Information mit Humboldts These, der „Ideaustausch“ zwischen den beiden Kantianern Schiller und Humboldt sei für Schillers geistigen Entwicklungsgang von großer Bedeutung gewesen, zu einer neuartigen, folgenreichen, die deutsche Nationalliteratur begründenden dreigliedrigen Rechtfertigung des zeitweiligen „transzendentalen Treibens“<sup>52</sup> Schillers.

1. Wilhelm von Humboldt, der Freund Schillers, sagt „die Wahrheit, wenn er nachweist, dass der Genius desselben aufs engste an das Denken in all seinen Tiefen und Höhen geknüpft war, dass er recht eigentlich auf dem Grund einer Intellektualität hervortritt, die Alles ergründend, halten, und Alles verknüpfend, zu einem Ganzen vereinigen möchte.“<sup>53</sup>
2. „Deswegen hatte auch das Geschick dem philosophierenden Hange Schillers auf seinem Pfade zur Poesie einen Dämon beigegeben“,<sup>54</sup> nämlich Wilhelm v. Humboldt, ein „abstrakter Idealist und unterschiedener Kantianer“.<sup>55</sup> Dieser gleichsam verkörperte „Geist der Reflexion und Reflexionspoesie“<sup>56</sup> sollte Schiller „in dieser Rich-

---

50 Goethes Vorbehalte gegenüber Schillers intensiver philosophischer Beschäftigung finden sich z. B. in der Einleitung zu Goethes *Morphologie*, Bd. I, Heft 1.

51 Johann Peter Eckermann: *Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens*, hg. v. Heinz Schlaffer, München 1986, S. 99.

52 Gustav Schwab: *Schillers Leben in drei Büchern*, Stuttgart 21859, S. 413.

53 Ebd., S. 411.

54 Ebd., S. 410.

55 Ebd.

56 Ebd.

tung so lange erhalten (...), als es nöthig war, den Denkerdichter, wie man ihn wohlgenannt hat, in ihm auszubrüten.“<sup>57</sup>

3. „Diese schwierige Bahn musste Schiller durchlaufen, weil er zum Nationaldichter bestimmt war, zum Dichter eines Volkes, das den Durchgang durch reflexive und ideale Einseitigkeit von dem Poeten, der nach seynem Herzen seyn, den es bewundern und lieben sollte, so recht eigentlich verlangte“.<sup>58</sup> „Die große Mehrzahl der Deutschen liebt Schiller gerade um der in seiner Poesie überwiegenden Reflexion willen.“<sup>59</sup>

Das Fazit Gustav Schwabs lautet, der intensive „Ideentausch“ zwischen Schiller und Humboldt sei eine wichtige, für die Entstehung des Nationaldichters unabdingbare und philosophisch ertragreiche Zwischenzeit gewesen. Die Abreise Humboldts aus Jena im Jahr 1797 wäre aber zum richtigen Zeitpunkt gekommen, denn nun sei für Schiller die Bahn frei geworden für die intensive, poetisch produktive Kooperation mit Goethe.<sup>60</sup>

Es bedarf kaum der Erwähnung, dass der inzwischen verstorbene Wilhelm von Humboldt mit dieser seiner Charakterisierung als transzendentalphilosophischer „Dämon“ Schillers nicht einverstanden gewesen wäre.<sup>61</sup> Für den Literaturhistoriker kann eine solche Interpretation als Fallstudie dafür dienen, wie eine um 1800 gestellte literatur- und kulturtheoretisch brisante Frage nach den Möglichkeiten eines poetisch-philosophischen Stils und nach der dazu notwendigen „intellektuellen Individualität“ eines Schriftstellers vierzig Jahre später zu einer ideologielastigen Frage nach der Entstehung eines Nationaldichters mutiert. Über dieser makrostrukturellen Veränderung darf freilich die implizite Kontroverse zwischen Schiller und Humboldt nicht übersehen werden. Diese bislang verdeckt gebliebene Differenz ist in der Form einer „Palinodie“ höchst eigenwillig ausgetragen worden. In den Konsequenzen für das Fach der Literatur- und Kulturwissenschaft ist sie noch heute bedeutsam.

Nachdem wir in zwei gegliederten Argumentationsschritten die doppelte Lesart der „Vorerinnerung“ und die lang anhaltende Diskussion

---

57 Ebd.

58 Ebd.

59 Ebd., S. 411.

60 Schlesier, *Erinnerungen* (Anm. 21), S. 317.

61 Ebd., S. 321.

um die Rolle und Bedeutung „philosophischer Gedichte“ vorgestellt haben, lassen sich die noch folgenden Überlegungen in weitere fünf Abschnitte gliedern:

3. Die Lektüre der „Vorerinnerung“ des Briefwechsels zwischen Humboldt und Schiller als „Palinodie“ und als Reprise einer „Palinodie“;
4. Humboldts maskierte Literaturtheorie in seinen „ästhetischen Briefen“;
5. Humboldts Schwerpunktverlagerung von der Literaturkomparatistik von Hochkulturen zum sprachwissenschaftlichen Vergleich ethnologisch interessanter Kulturen;
6. Humboldts Verteidigung romantischer Prinzipien und Formen und seine Kritik an Schiller und Goethe;
7. Zusammenfassung und Ausblick.

### 3. Die Lektüre der „Vorerinnerung“ des Briefwechsels zwischen Humboldt und Schiller als „Palinodie“ und als Reprise einer „Palinodie“

In die fünfunddreißig Seiten lange „Vorerinnerung“ Humboldts sind vier kritische bzw. distanzschaffende Gegenstimmen wohl dosiert eingelassen. Sie stehen gleichwohl untereinander in einem klar umrissenen Konzept des Einspruchs. Da ist zunächst ein bedauernder Befund, dass Schiller „das Aufleben der indischen Literatur“ nicht mehr „erlebt“ habe. (118) Damit sei ihm die Chance entgangen „eine engere Verbindung der Poesie mit der abgezogensten Philosophie“ (19) kennenzulernen. Das lässt sich lesen als ein Humboldtscher Richtungspfeil, wohin ein philosophisch ambitionierter Poet sich mit Erfolg hätte ausrichten können. In dieselbe Richtung geht die Klage und Verwunderung, ja Kritik, „dass Schiller bei seinen Räsonnements über den Entwicklungsgang des Menschengeschlechts auch nicht einmal der Sprache erwähnt“. (19) Anders als Goethe, der ihm in dem Punkt des Desinteresses an der Sprache in Nichts nachgestanden sei, hätte die Sprache in ihrer Vereinigung „der zweifache[n] Natur des Menschen“, (19) zwischen Materie und Geist, Metapher und Musik, „philosophische[m] und poetischem Wirken“ (19) „in Schillers Ideenkreis als ein willkommener Gegenstand erscheinen müssen“. (19) Sie hätte nämlich eine Korrektur von Schillers in den „Ästhetischen

Briefen“ vorgetragener „Schilderung eines Naturzustandes“ erzwungen. (20) Vor dem Hintergrund dieser beiden einheitsstiftenden Möglichkeiten, der indischen Literatur und der Sprache, gewinnt der dritte Vorwurf an Kontur: „dass Schiller, um seine Behauptungen fest zu begründen, einen zu strengen und abstrakten Weg gewählt und es sich zu sehr versagt hat, seinen Gegenstand auf eine in der Anwendung fruchtbare Weise zu behandeln ohne doch dadurch den Forderungen einer Deduktion bloß aus Begriffen wirklich zu genügen.“ (13)

Mit dem Hiatus zwischen kunstmetaphysischen Grundsätzen und dem einzelnen Kunstwerk ist das poetologische Schlüsselproblem einer Vermittlung von Philosophie und Poesie sowie von Prosa und Poesie benannt. Man geht nicht fehl, Humboldts 1830 vorgetragene kritische Pointe, der Theoretiker Schiller habe „einen zu strengen und abstrakten Weg gewählt und es sich zu sehr versagt (...) seinen Gegenstand auf eine in der Anwendung fruchtbarere Weise zu behandeln“, (13) als Replik auf Schillers 1798 übersandte unsanfte Kritik an Humboldts Abhandlung „Ästhetische Versuche“ zu lesen.

Humboldts höchst avancierter Versuch, nach seiner Abreise aus Jena die Quintessenz der gemeinsam mit Schiller diskutierten ästhetischen Fragen eigenständig und produktiv weiterzuentwickeln und kritisch an einem Kunstwerk zu erproben, erhielt eine klare Abfuhr. Schiller wollte den „Ästhetische[n] Versuche[n]“ Humboldts allenfalls „eine Eroberung für die Philosophie“ (II, 160) zugestehen, nicht aber für die „Kunst“. Die hier vorgetragene „philosophische Höhe“ sei, so Schillers Argumentation, „dem ausübenden Künstler“ weder „bequem“ noch „fruchtbar“, „denn von da herab führt eigentlich kein Weg zu dem Gegenstande“. (II, 160) Humboldt hat diesen kritischen Verweis Schillers rückblickend in einem Brief an Körner aus dem Jahr 1830 eine „Palinodie“<sup>62</sup> genannt, eine Dichtungsart, „die den Tadel oder das Lob einer Sache mit dessen Widerruf verband“.<sup>63</sup> Dass es sich um einen Widerruf schärfster Art handelt, lässt sich erst dann ermessen, wenn man weiß, dass die philosophisch-poetologischen und kulturtheoretischen Anstrengungen der befreundeten Disputanten in

62 Humboldt an Körner, Tegel, den 12. Februar 1830. In: (Anm. 4), S. 97.

63 Vgl. Artikel „Palinodie“ von Theodor Verweyen/Gunther Witting. In: *Reallexikon der Deutschen Literaturwissenschaft*. Neubearbeitung, hg. v. Harald Fricke, Bd. 3. Berlin 2003, S. 3 – 5. Theodor Verweyen, Gunther Witting: Parodie, Palinodie, Kontradiktio, Kontrafaktur. In: *Dialogizität*, hg. v. Renate Lachmann. München 1982, S. 202 – 236. Hugo Friedrich: *Epochen der italienischen Lyrik*. Frankfurt/M. 1964, S. 475, Anm. 1.

Jena einst in gegenteiliger Absicht gestartet wurden, die Ghettoisierung von Kunst und Kunstreflexion einerseits und von Philosophie andererseits in der schriftstellerischen Praxis aufzuheben.

Der Schillersche Widerruf kam freilich nicht von ungefähr. Im Rückblick auf das Jahr 1797 hatte Humboldt schon etwas resigniert in sein Tagebuch notiert: „Der Umgang mit Schiller selbst war weniger gehaltreich, als sonst.“<sup>64</sup> Schließlich war Schiller enttäuscht über Humboldts Reaktion auf seine jüngsten poetischen Versuche im Bereich des Komischen, Exotischen und Charakteristischen.<sup>65</sup> So schreibt Schiller etwas indigniert an Goethe: „An dem nadowessischen Liede findet Humboldt ein Grauen, und was er dagegen vorbringt, ist bloß von der Roheit des Stoffs hergenommen.“<sup>66</sup> Diesem kritischen Urteil folgt, im Vorgriff auf die später formulierte „Palinodie“, der Kommentar: „Es ist doch sonderbar, dass man in poetischen Dingen und bei einer großen Annäherung auf Einer Seite doch wieder in so direkten Oppositionen sein kann.“<sup>67</sup>

#### 4. Humboldts maskierte Literaturtheorie

Schillers zunächst überraschend scheinende, nur verhaltene Polemik gegen einen seiner engsten Mitstreiter hatte einen benennbaren Grund. Er ist in den „Ästhetische[n] Versuche[n]“ zu finden, wenn auch nicht auf den ersten Blick. Humboldt hatte seine „Ästhetische[n] Versuche“ vielsagend als „Ersten Teil“ ausgegeben. War der erste Teil, wie das Deckblatt der Abhandlung ausweist, einer Literaturtheorie der Epik am Beispiel von Goethes „Hermann und Dorothea“ gewidmet, so sollte der zweite Teil von Schillers „Wallensteintrilogie“ handeln. (III, 151) Vielleicht um den Eindruck einer Goethelastigkeit im ersten Teil zu vermeiden, sollte die Position Schillers auch schon in diesem Bereich mitcharakterisiert werden. Es lohnt sich, die Choreographie des theoretischen Vorspanns daraufhin anzusehen.

64 Albert Leitzmann (Hrsg.): *Wilhelm von Humboldt Tagebücher*. Bd. 1 (1788 – 1798). Berlin 1916, S. 391.

65 Günter Oesterle: „Friedrich Schillers ethnologischer Ausflug ins Komische: ‚Nadowessische Totenklage‘“. In: Sascha Feuchert (Hrsg.): *Literatur und Geschichte. Festschrift für Erwin Leibfried*. Frankfurt 2007, S. 291–298.

66 Friedrich Schiller an Johann Wolfgang von Goethe, Jena, 23. Juli 1797. In: Emil Staiger (Hrsg.): *Der Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe*. Frankfurt 1966, S. 424.

67 Ebd.

Bevor konkrete Fragen der „Schilderung Herrmanns und Dorotheens“ gestellt und beantwortet werden, wird der Vergleich zweier gänzlich verschiedener epischer Dichtungsarten vorgestellt. Eine objektiv episch verfahrenende wird von einer auf Effekt berechneten epischen Poesie unterschieden. Unter der Maske von Homer und Ariost werden damals aktuelle epische Schreibweisen diskutiert: mit Homer ist der objektiv schreibende Goethe, mit Ariost der auf Effekte ausgerichtete Wieland gemeint. Dieses Maskenspiel wird noch verkompliziert durch die Hinzufügung einer dritten, nicht epischen Schreibmanier. Sie steht merkwürdig erratisch in einem Abschnitt, der „Homer“ und „Ariost“ vorgelagert ist. Sie trägt den Titel: „Eigentümliche Natur der Dichtkunst als einer redenden Kunst“.

Aus den Tagebüchern und Briefen (II, 151) kann man zweifelsfrei erfahren, dass mit der dort beschriebenen a-mimetisch verfahrenenden Schreibmanier die literarische Eigenart Schillers analysiert werden sollte.<sup>68</sup> Kurz vor der Zusendung seiner Abhandlung kündigt Humboldt in einem Brief an Schiller aus Paris unmissverständlich seine versteckte Absicht an: „Das vollkommene Gegenstück zu dieser Arbeit [über „Hermann und Dorothea“, G. Oe.] würde eine ähnliche über Ihren „Wallenstein“ sein: (...) Schon in dieser [jetzt vorliegenden Abhandlung, G. Oe.] habe ich es nicht vermeiden können, wenigstens die Stelle anzugeben, wo Sie stehen. Es ist im 19. Abschnitt (S. 50), auf den ich Sie besonders zu merken bitte.“ (II, 151) Offenbar glaubte Humboldt, er würde mit dieser versuchten, gleichsam propädeutischen Positionsbestimmung Schillers dessen früher immer wieder geäußerten Wunsch, „mit seinen Freunden über sich [zu] raisonnieren“<sup>69</sup>, nachgekommen sein. Schillers schnippische Seitenbemerkung in seinem von Humboldt als „Palinodie“ und Widerruf verstandenen Antwortbrief hat diese Erwartung Humboldts als Illusion auffliegen lassen: „Ihren Absatz über die Poesie als redende Kunst habe ich nicht ganz deutlich eingesehen.“ (II, 162)

Es ist offensichtlich, dass Schiller die ihm zugeschriebene nicht-epische, sondern „lyrische, didaktische und tragische“ Dichterrolle als anmaßende Einschränkung seines noch unausgeschöpften poetischen Potentials abwehrte. Er, der sich gerade in der Wallenstein-Trilogie an einer auf vollkommen neuartige Weise episch gehaltenen Dramatik erprobte, fühlte sich und seine dichterische Vorgehensweise eingengt

68 Wilhelm von Humboldt's *Ästhetische Versuche. Erster Theil. – Über Göthe's Hermann und Dorothea*, Braunschweig 1799 (19. Abschnitt), S. 63–66.

69 Humboldt an Körner, Tegel, 23. Sept. 1795, in: (Anm. 4), S. 30.

und zementiert. Die theoretisch-ästhetische Analyse, die einst gemeinsam entworfen worden war, um die traditionellen poetologischen Vorgaben zu delegitimieren, stellte sich nun als Fessel innovatorischer poetischer Praxis heraus. So gesehen ist Schillers Abwehr und seine Kritik an einer zu unflexiblen poetologischen Vorgabe für einen einzelnen Dichter nachvollziehbar: „Vielleicht ist Ihre Analyse zu scharf und die aufgestellte Charakteristik zu streng und zu unbeweglich. Die Einbildungskraft hat wirklich schon bewiesen, dass sie ohne Gefahr über diese Grenze gehen kann (...)“ (II, 161). Diese Kritik musste deshalb für Humboldt so schmerzhaft sein, weil er während der Niederschrift gerade die Dogmatik von Schillers ästhetischen Zugriffen in dessen Briefen „Über die ästhetische Erziehung des Menschen“ sowie in dessen Abhandlung „Über naive und sentimentalische Dichtung“ abschwächen und präzisieren wollte. Doch Humboldts Antwortbrief auf Schillers rüde „Palinodie“ darf man mit Fug erschütternd souverän nennen.

Humboldt räumt die Gefahren einer philosophischen Theorie der Kunst und Kritik für die Freiheit der Kunstproduktion ein, ohne auch nur eine Haarbreite des einst gemeinsamen Vorhabens preiszugeben. Ästhetische Theorie und poetische Produktion konnten seiner Ansicht nach nämlich gefahrlos aufeinander bezogen werden, so lange die Theorie sich nicht in die „Hervorbringung“ (II, 167) der Kunst einmischte, sondern sich ausschließlich konzentrierte, die Voraussetzungen einer Produktionsästhetik zu klären. (II, 167) Humboldt weicht in seinem Antwortbrief dem zentralen Kritikpunkt Schillers nicht aus, nämlich, „die Wahl eines so hohen Gesichtspunkts“ einzunehmen, „dass, wie Sie sehr gut sagen, von dort kein Weg zum Gegenstande herabführt“. (II, 167) Humboldts Antwort darauf ist eine präzise Zusammenfassung klassizistischer Verfahrensweise, nämlich „den Totaleindruck des Gegenstandes (...) auf eine anschauliche und lebendige Weise“ (II, 168) dadurch zur Darstellung zu bringen, dass in einer Zangenbewegung die beiden Extreme, „die innern Stimmungen der Seele“ und „das Allgemeinste“, „in einem Punkte“ (II, 168) komprimiert werden.

In diesem Sinne hatte Humboldt Goethe als den intermedial zwischen Poesie und Plastik operierenden epischen, und Schiller als den zwischen Poesie und Philosophie produzierenden, das Poetische im Unanschaulichen ausmachenden Dichter gekennzeichnet. Die Kritik Schillers, Humboldt sei es nicht gelungen, den Hiatus zwischen spekulativer Theorie und künstlerischem Werk zu schließen, konterte Humboldt mit dem Rückverweis auf die methodischen Schwächen



ihres gemeinsamen klassizistischen Vorgehens. Mit analytischer Klarheit resümiert er erstens, dass „die ganze Definition der Kunst, ja diese Ansicht selbst“, also das vorgeführte (und jetzt kritisierte) Verfahren, Schillers „unstreitiges Eigentum“ sei (II, 169) und zweitens, dass also „der Fehler (...) in einer unrichtigen Methode“ (II, 169) liegen müsse: und das hieße in letzter Konsequenz in der klassizistischen Verfahrensweise, das „Wesen“ eines Menschen oder Gegenstandes „in allen Modifikationen und allen Zeiten seines Daseins“ (II, 168) „in einem Punkt“ (II, 169) konzentriert zu denken.

Vieles spricht dafür, dass die Einsicht in die methodischen Grenzen des Klassizismus Humboldts Abbruch seines literaturästhetischen Wissenschaftsentwurfs ausgelöst hat. Wir werden im letzten Abschnitt zu zeigen versuchen, dass er sich infolgedessen in Rom vorsichtig gegenüber romantischer Philosophie und romantischen Dichtungsprinzipien öffnen wird. Im nächsten kurzen Abschnitt soll die sich in Paris abzeichnende Bifurkation, nämlich Humboldts scheinbare Abwendung von der literaturkritischen Kulturkomparatistik und Zuwendung zur Sprachwissenschaft, thematisiert werden.

### 5. Die Schwerpunktverlagerung von der Literaturkomparatistik der Hochkulturen zum sprachwissenschaftlichen Vergleich ethnologisch interessanter Kulturen.

Manfred Koch hat nachgezeichnet, dass und wie Humboldts Forschungsschwerpunkt sich auf der Reise nach Spanien von der ursprünglichen Hauptausrichtung, dem Vergleich von Literatur und Kunst der westeuropäischen Hochkulturen, zum sprachwissenschaftlichen Vergleich von ethnologisch interessanten Kulturen verschoben habe.<sup>70</sup> Man hat plausibel machen können, dass diese Schwerpunktverschiebung und damit verbunden die Preisgabe der Konzentration auf die „höchsten“ und „feinsten“ Kulturen<sup>71</sup>, auf das Pariser Umfeld

---

70 Manfred Koch: „Von der vergleichenden Anatomie zur Kulturanthropologie. Wilhelm von Humboldts Hermeneutik fremder Kulturen im Kontext der zeitgenössischen Wissenschaft vom Menschen“, in: *Zeitschrift für Germanistik*, Neue Folge. 1.93, S. 91.

71 Ebd., S. 90.

und das dortige Interesse an den Sprachen der wilden Völker zurückgeführt werden kann.<sup>72</sup>

Die durch Schillers „Palinodie“ gesteigerte Skepsis gegenüber dem klassizistischen Anspruch, einen „Totaleindruck des Gegenstandes“ zu erhalten (II, 168), dürfte die Forcierung empirischer sprachwissenschaftlicher Studien gefördert<sup>73</sup> und die stärker spekulativ ausgerichteten, literaturkomparatistischen Bemühungen zurückgedrängt haben. Denn das Interesse an vergleichender kulturwissenschaftlicher Literaturtheorie<sup>74</sup> und, in Verbindung damit, an dem Poetischen der Sprache<sup>75</sup> hat Humboldt weiterhin nachhaltig beschäftigt. Die kulturwissenschaftliche und komparatistische Literaturtheorie hat sich zwar in bescheidenere „Vehikel“, das sind Briefe, Rezensionen und Vorreden, verlagert, ist aber, wie das bedeutsame Kapitel über „Poesie und Prosa“ in Humboldts Schrift „Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluss auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts“ exemplarisch belegen kann,<sup>76</sup> in fast allen Studien Humboldts virulent geblieben.

Wirft man einen Blick in Humboldts Briefe, fällt zum Beispiel auf, dass er, kaum in Rom angekommen, begierig ist auf „etwas Französisches, in der Art der Staël geschrieben“, um es „mit Italiänischem zu vergleichen.“<sup>77</sup> In diesem Zusammenhang kommt Humboldt erneut

72 Jürgen Trabant: *Apeliotes oder Der Sinn der Sprache*, München 1986, S. 129ff.

73 Es ist bemerkenswert, dass die sich in Paris abzeichnende Schwerpunktverlagerung von einer kulturkomparatistischen Literaturtheorie zu sprachwissenschaftlichen Studien begleitet war von einem „Ueberdruss vor den barbarischen Studien“. Wilhelm von Humboldt an Johann Gottfried Schweighäuser, Rom, den 18. Juli 1807, in: *Wilhelm von Humboldts Briefe an Johann Gottfried Schweighäuser*, hg. v. Albert Leitzmann, Jena 1934, S. 36. Vgl. die vorzügliche, den Stand der Forschung präzise zusammenfassende Studie von Sarah Bösch und Markus Meßling: „Wege zur Sprache: Wilhelm von Humboldt und Frankreich“, in: *Kodikas/Code. Ars Semeiotica*, Vol. 27 (2004) No. 1–2, S. 5–28. Hier: S. 9–12.

74 Günter Oesterle: „Kulturelle Identität und Klassizismus. Wilhelm von Humboldts Entwurf einer allgemeinen und vergleichenden Literaturerkenntnis als Teil einer vergleichenden Anthropologie“, in: Bernhard Giessen (Hrsg.): *Nationale und kulturelle Identität*, Frankfurt/Main 1991, S. 304–313.

75 Humboldt an Körner (Anm. 4).

76 Wilhelm von Humboldt: *Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluss auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts*. In: *Schriften zur Sprachphilosophie*. Hrsg. v. Andreas Flitner. Bd. 3. Darmstadt 1963, S. 584–603.

77 Wilhelm von Humboldt an Karl Gustav von Brinkmann, Rom 15.1.1803. In: *Wilhelm von Humboldt an Karl Gustav von Brinkmann*. Hrsg. von Albert Leitzmann. Leipzig 1939, S. 144.

wie so häufig auf sein Schlüsselproblem, nämlich das Verhältnis von Poesie und Prosa und von Poesie und Philosophie zu sprechen. Madame de Staël könne, so eine Eintragung im Tagebuch, Schillers Konzeption einer „poetischen Prosa“ nie verstehen,<sup>78</sup> weil in „Frankreich (...) diese Trennung [zwischen Poesie und Prosa, G. Oe.] nie existier[t]“ habe, einfach deshalb „weil es nie eine eigentliche Poesie gab“.<sup>79</sup> In der französischen Kultur ist „überall (...) dieser Glanz des Verstandes und Witzes“ – „nirgend ist reiner Verstand, immer durch Imagination gemodelt, nirgend freie von Verstand nicht beschränkte Einbildungskraft“.<sup>80</sup>

## 6. Humboldts Verteidigung romantischer Prinzipien und Formen und seine versteckte Kritik an Schiller und Goethe

Die Antwort auf die „Palinodie“ Schillers, den versteckten, aber unübersehbaren Widerruf der gemeinsam erarbeiteten ästhetischen Konzeption vom 27. Juni 1798, hatte Humboldt, so berichteten wir, souverän damit beantwortet, dass er erstens Schillers „unstreitiges Eigentum“ (II, 169) reklamierte und zweitens nahe legte, dass die Korrektur der klassizistischen Vorgehensweise nicht ausschließen könne, dass der Klassizismus und seine „Vorzüge“ selbst damit kollabieren könnten. Diplomatisch wie immer schreibt damals Humboldt aus Paris: „Ich bin überzeugt, dass der Fehler dennoch immer noch in einer unrichtigen Methode liegt, allein da ich jene Vorzüge nicht aufgeben darf, so ist es die Frage, ob es mir je gelingen wird, ihn hinlänglich zu vermeiden“. (II, 169)

Die wirkliche Antwort auf die „Palinodie“ Schillers erfolgte allerdings erst im vorletzten überlieferten Brief an Schiller aus Rom, den 22. Oktober 1803. Schiller hatte in seinem kritischen Junibrief von 1798 Humboldts Versuch einer literaturtheoretischen Gattungstrennung des Epos (als einer objektiven, „an die Künste des Auges“ (II, 162) grenzenden Gattung) von der Tragödie (als einer lyriknahen, bloß aus der Imagination und Sprache geschaffenen Ideenpoesie) abgelehnt. In Distanz zu Humboldts Gattungsunterscheidung versucht Schiller, Epos und Tragödie mit Hilfe einer Differenzsetzung „vergangener und gegenwärtiger Zeit“ zu erfassen. Das Epos erlaube

78 Wilhelm von Humboldts Tagebücher (Anm. 64), S. 626.

79 Wilhelm von Humboldt an Karl Gustav von Brinkmann (Anm. 77), S. 146.

80 Ebd.

„Freiheit, Klarheit, Gleichgültigkeit“, die Tragödie hingegen bringe „Erwartung, Ungeduld, pathologisches Interesse hervor“. (II, 162) Diese Unterscheidung von Epos und Tragödie greift fünf Jahre später Humboldt auf, um im Blick auf die Gestaltung des Chores in der „Braut von Messina“ kritisch anzumerken, dass dessen „pathologisches Interesse“ ihn „unbeweglich“ mache. Um seine poetische Funktion zu erfüllen, müsse der Chor in unparteiischer „Leichtigkeit und Klarheit“ (II, 257) dargestellt werden und nicht „handelnd“ (II, 259) und „durch Neigung gefesselt“ (II, 257).

Es fällt auf, dass Humboldt, der eingeständenermaßen „Scheu“ hatte, „mit großen Herren anzubinden“, <sup>81</sup> inzwischen selbstbewusster und offener Kritik übt. Dieser kritische Wagemut war nicht ganz davon zu trennen, dass Humboldt sich in der Zwischenzeit in Rom mehr und mehr romantischer Philosophie und deren Dichtungsprinzipien zugewendet hatte. Ein halbes Jahr vor dem den Chor in der „Braut von Messina“ kritisierenden Brief an Schiller hatte Humboldt in einem Brief an seinen vertrauten Freund Brinkmann Friedrich Schlegels in dessen Zeitschrift „Europa“ publiziert „Übersicht der Deutschen Literatur“ gelobt: „Die Richtung im Ganzen hat mir ungemain gefallen“. <sup>82</sup> Ein halbes Jahr nach der Kritik an Schillers „Braut von Messina“ freilich lässt er in einem Brief an eben diesen Freund die Katze aus dem Sack. Er nimmt energisch die ‚Romantische Schule‘ in Schutz, und zwar auf eine solche Weise, dass diese Verteidigung zugleich in eine ungeschminkte Kritik an den beiden Klassikern ausläuft.

Dieser Brief ist nicht aus beiläufiger Ranküne geschrieben. Er ist grundsätzlich und fast programmatisch zu nennen. Offensichtlich teilt Humboldt die Zeitkunstdiagnose der Romantiker, dass „für die Deutsche Literatur der Moment der Krise gekommen, es muss sich jetzt entscheiden, ob es mit unserer Poesie am Ende ist, oder ob ein neues Saeculum beginnt, das sich harmonisch an das vorige anschließt.“ <sup>83</sup> Offensichtlich fürchtet er einen „Stillstand“, von dem die „Besten, Goethe und Schiller“ <sup>84</sup>, nicht frei seien. Humboldt, der noch mit einer

---

81 Wilhelm von Humboldt an Karl Gustav von Brinkmann, 9.10.1796, in: (Anm. 77), S. 93.

82 Wilhelm von Humboldt an Karl Gustav von Brinkmann, Rom, 30. April 1803, in: (Anm. 77), S. 150.

83 Wilhelm von Humboldt an Karl Gustav von Brinkmann, Rom, d. 4. Febr. 1804, in: (Anm. 77), S. 163.

84 Ebd.

gewissen Genugtuung 1802 die Kritik Schillers und Goethes an den Romantiker brieflich notiert hatte,<sup>85</sup> verteidigt nun die „Grundsätze“<sup>86</sup> der romantischen „Schule“,<sup>87</sup> weil sie zweierlei energisch betreibe:

1. die romantische „Schule“ „schüttelt die Geister“<sup>88</sup>, greift alles „Prosaische, Mechanische und bloß Diskursive“ an.<sup>89</sup> Solange sie derart energisch „das Poetische, Genialische und Phantastische in Schutz“<sup>90</sup> nehme, fördere sie das, was jetzt am meisten Not tue: „sinnliche Lebendigkeit“.<sup>91</sup>
2. In ihrer Betonung „des freie[n] Spiels der Phantasie und Sprache“<sup>92</sup> ist es den romantischen Poeten gelungen, „Formen“ aufzustellen, und sei es im Verweis auf „italienische, spanische und portugiesische Literatur“.<sup>93</sup> Dadurch haben sie die Sprache verbessert, einen „Reichtum von Worten, Wendungen und Stilen“<sup>94</sup> eingeführt.

Kennt man Schillers Kritik an den Assonanzen des Alarcos und den Echo-Spielen in der Lyrik Gottfried August Bürgers, so ist unüberhörbar die antischillersche Position Humboldts: „In Schutz nehme ich und werde es ewig nehmen: ihr Angreifen des Alten, oft sogar des Guten; ihr Dringen auf eigentliche Poesie, im Äußern, wohin die Vertheidigung der Assonanzen, Wettspiele, Echos u. s. f. gehört, im Innern, wozu ich das ganze Geschrei von Romantischen und Misteriösen rechne“.<sup>95</sup>

Humboldts Lob von Friedrich Schlegels „Abscheu gegen alles so rein aus Raisonement Erklärbare“<sup>96</sup> ist in seiner Tragweite nur verstehbar, wenn man Humboldts kritische Einschätzung der französischen,

---

85 Wilhelm von Humboldt an Karl Gustav von Brinkmann, Augsburg, 2. August 1802, in: (Anm. 77), S. 135 f.

86 Wilhelm von Humboldt an Karl Gustav von Brinkmann, Rom, den 4. Febr. 1804, in: (Anm. 77), S. 163.

87 Ebd., S. 161.

88 Ebd., S. 162.

89 Ebd., S. 163.

90 Ebd.

91 Ebd., S. 164.

92 Ebd., S. 161.

93 Ebd., S. 162.

94 Ebd., S. 163.

95 Ebd., S. 162.

96 Ebd.

durch Raisonnement versetzten Poesie kennt,<sup>97</sup> und zugleich Humboldts philosophische Neuausrichtung berücksichtigt. Am selben Tag nämlich, an dem Humboldt die Verwendung des Chors in der „Minna von Barnhelm“ kritisiert, beschreibt er in einem Brief an Brinkmann seine philosophische Konfession.<sup>98</sup> Auf dieser Folie der Verteidigung der Prinzipien der ‚Romantischen Schule‘ nimmt es nicht wunder, dass zugleich Kritik an Goethe und Schiller laut wird. Obenan steht die Kritik, dass „beide alle äußern Reize der Poesie so schrecklich vernachlässigen“.<sup>99</sup> Die Folge sei „schwerfällige Form mit genievoller Inhalt“.<sup>100</sup> Ein Pendant dieser mangelnden Form- und Sprachexperimente ist die Manier. „Schiller begegnet es wohl, wenn er eine Gattung der Poesie einige Male glücklich versucht hat, sich in die Leichtigkeit, mit der sie ihm gelingt, zu verlieben, und dann darin eigentlich zu sinken.“<sup>101</sup>

Was Humboldt einklagt ist „Kraft“ und „Dreistigkeit“ in der Entfesselung eines „freie[n] Spiel[s] der Kräfte.“<sup>102</sup>

## 7. Zusammenfassung und Ausblick

Die hier vorgelegte Studie hat versucht, hinter einige gängige Forschungspositionen Fragezeichen zu setzen. Sie bezweifelt, ob Humboldt durchgängig „Schillers Führungsrolle unbedingt“ „akzeptiert“ hat.<sup>103</sup> Sie stellt in Frage, ob Humboldt in seiner „Vorerinnerung“ zum 1830 publizierten Briefwechsel wirklich nur eine Hommage Schillers hat schreiben wollen.<sup>104</sup> Die Rekonstruktion interner und impliziter Kontroversen ist freilich nicht biographiegeschichtlich motiviert. Sie wird erstens im ästhetikgeschichtlichen Interesse unternommen, um alternativpoetische Konstellationen freizulegen. Sie ist zweitens fachgeschichtlich interessiert, indem sie fragt, was es bedeutet, dass Humboldt seine groß angelegten literatur- und kulturkomparatistischen

---

97 Wilhelm von Humboldt an Karl Gustav von Brinkmann, Rom, den 15. Januar 1803, in (Anm. 77), S. 146.

98 Wilhelm von Humboldt an Karl Gustav von Brinkmann, Rom, den 22. Oktober 1803, in: (Anm. 77), S. 159.

99 Humboldt an Brinkmann (Anm. 86), S. 162.

100 Ebd.

101 Ebd., S. 163.

102 Humboldt an Brinkmann (Anm. 77), S. 147.

103 Peter-André Alt: *Schiller. Leben – Werk – Zeit*. Bd. 2. München 2000, S. 178.

104 Oellers, *Schiller – Zeitgenosse* (Anm. 8), S. 560.

Ansätze zugunsten sprachwissenschaftlicher Forschung zurückgestellt hat und nur noch implizit weiterführt. Sie geht drittens von der Überlegung aus, dass es um 1800 eine begrenzte Anzahl von, Klassizisten und Romantiker gleichermaßen beschäftigende Schlüsselprobleme gegeben hat. Eines davon ist das produktive Verhältnis von Poesie und Prosa, Poesie und Philosophie.

Ich möchte mit dem Hinweis auf eine sozialisationsbedingte Differenz der beiden vorschnell als „Wahlverwandte“ ausgegebenen Schriftsteller Schiller und Humboldt enden. Humboldt hat früh seine intellektuelle Fähigkeit auf Zeit- und Gegenwartsdiagnostik gerichtet. In einem derartigen Zusammenhang hat er schon 1796 gegen den sich in der modernen Welt durchsetzenden Typus des Arbeitsmenschen (mit seinem Hauptziel der Bedürfnisbefriedigung) zwei andere Typen abgesetzt: einmal den Typus der „bloßen höchsten Tätigkeit“ im „Erfinden“ und „Schaffen“ und zweitens einen Typus, der allein charakterisiert ist durch „bloß ruhige Freude“, „heiteren“, „glücklich“ und „schuldlos“ akzeptierten „Genuss“. (II, 25)

In zahlreichen Briefen von Auleben bis Rom, vornehmlich an den Intimfreund Brinkmann, ordnet sich Humboldt unmissverständlich dem Genusstyp zu. Die früh gemachte Aussage, dass er „über diesem Wissen alles Raisonnieren und über dem Lernen alles eigene Arbeiten nicht bloß hasse, sondern tief verachte“<sup>105</sup>, greift Humboldt in Rom leitmotivisch wieder auf. „Der Genuss wird hier ein fruchtbares Geschäft und weckt eine Art Verachtung gegen die Tätigkeit“.<sup>106</sup> Auf diesem Hintergrund gewinnt die in der „Vorerinnerung“ eingefügte Charakteristik des sich in „angestrenzter Selbsttätigkeit“ aufzehrenden Schiller ein klares Profil an Differenzqualität:

(...) so war überhaupt seine geistige Beschäftigung immer eine von angestrenzter Selbsttätigkeit. Auch seine Briefe zeigen dies deutlich. Er kannte sogar keine andre. Bloßer Lektüre überließ er sich nur spätabends (...). Seinen Tag nahmen seine Arbeiten ein oder bestimmte Studien für dieselben, wo also der Geist durch die Arbeit und die Forschung zugleich in Spannung gehalten wird. Das bloße, von keinem andren unmittelbaren Zweck als dem des Wissens geleitete Studieren, das für *den damit Vertrauten* [Hervorhebung, G. Oe.] einen so unendlichen Reiz hat, dass man sich verwahren muss, dadurch nicht zu sehr von bestimmter Tätigkeit abgehalten zu werden, kannte er

105 Wilhelm von Humboldt an Karl Gustav von Brinkmann, Auleben, 26. Sept. 1792 (Anm. 77), S. 28.

106 W. v. Humboldt an Wolf. In: Varnhagen (Anm. 13), S. 322.

nicht und achtete es nicht genug. Das Wissen erschien ihm zu stoffartig und die Kräfte des Geistes zu edel, um in dem Stoffe mehr zu sehen als ein Material zur Bearbeitung. (8 f.)